

Medizin

„Patienten werden früher sterben“



Der Onkologe **Günther Wiedemann**, 62, über den Lieferengpass bei einem Krebsmittel, das zur Behandlung einer bösartigen Erkrankung im Knochenmark (Multiples Myelom) benötigt wird

SPIEGEL: Herr Wiedemann, seit einigen Wochen fehlt in Deutschland das Chemotherapeutikum Melphalan, warnt die Arzneimittelkommission der deutschen Ärzteschaft. Wie ist aktuell die Lage?

Wiedemann: Kein Onkologe, den ich kenne, hat das Medikament noch in nennenswer-

ter Menge vorrätig. Alle sind stinksauer und entsetzt, dass so etwas passieren kann.

SPIEGEL: Kann das Multiple Myelom jetzt nicht mehr behandelt werden?

Wiedemann: Das schon. Doch Melphalan braucht man zur Vorbereitung einer Stammzelltransplantation, mit der sich die Krankheit oft für lange Zeit aufhalten lässt. Ein Teil der Behandelten kann dadurch sogar geheilt werden. Dieser lebensrettende Eingriff muss derzeit auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Einige Patienten werden wohl früher sterben.

SPIEGEL: Wie kam es zu dem Lieferengpass?

Wiedemann: Melphalan stammt aus den Fünfzigerjahren, der Patentschutz ist längst abgelaufen. Da ein Behandlungszyklus weniger als 2000 Euro kostet, lohnt sich die Herstellung kaum. Es gibt in Europa nur noch eine Firma, Aspen Pharma Trading Limited, die Melphalan produziert – und die hat gerade Qualitätsprobleme und kann deshalb nicht liefern.

SPIEGEL: Können deutsche Klinikapotheken das Mittel nicht aus dem Ausland importieren?

Wiedemann: Kaum, denn die Länder, die noch Vorräte haben, wollen sie verständlicherweise nicht herausrücken. Nur einige Großhändler haben Melphalan noch in den Regalen, doch die versuchen, es zu Wucherpreisen zu verkaufen – und fordern teilweise mehr als das 25-Fache des normalen Preises.

SPIEGEL: Was muss geschehen, damit so etwas in Zukunft nicht wieder vorkommt?

Wiedemann: Melphalan ist nur eines von vielen Medikamenten, deren Patentschutz abgelaufen ist und die jetzt von Lieferengpässen bedroht sind – die Hersteller erwirtschaften keine ausreichenden Gewinne damit. Das muss gesetzlich besser geregelt werden. Sparen sollte unser Gesundheitssystem stattdessen lieber bei den extrem teuren, neu zugelassenen Krebsmedikamenten, die das Leben meist kaum verlängern, dafür aber pro Behandlungsjahr über 100 000 Euro kosten können. vh

Landwirtschaft

Schummeln die Risikowächter?

Verharmlost das Bundesinstitut für Risikobewertung (BfR) die Krebsgefahr durch das

weltweit eingesetzte Herbizid Glyphosat? Zu diesem Urteil kommt der Bremer Epidemiologe Eberhard Greiser. Der Medizinstatistiker wirft dem Amt „massive Manipulationen“ bei der Ausarbeitung

eines Reports vor, von dem die Verlängerung der Glyphosat-Zulassung in der EU abhängt. „Bei vielen Beurteilungen epidemiologischer Studien durch das BfR finden sich Falschdarstellungen“, sagt Greiser. Als Beispiel nennt er eine schwedische Studie, die bei Glyphosat ausgesetzten Menschen ein erhöhtes Lymphdrüsenkrebsrisiko fand. Das BfR habe die Studie unter anderem wegen angeblich fehlender Daten zu den Umständen der Pestizidbelastung nicht berücksichtigt, obwohl diese für die Originalarbeit erhoben wurden. Auch kritisiert Greiser, dass wichtige Publikationen zum Krebsrisiko gar nicht erst bewertet wurden. Das BfR weist die Vorwürfe zurück. Der Report sei umfassend begutachtet worden. Glyphosat sei „nach Prüfung aller vorliegenden Studien“ nicht krebserzeugend. phb



Herbizideinsatz mit Feldspritze



Fußnote

4500

Meter hoch können Schreiadler fliegen. Auf diesen Messwert kam der Naturschutzbund Deutschland, nachdem dessen Mitarbeiter Vögel mit Ortungsendern ausstatteten. Nur noch etwa 100 Paare des seltenen Schreiadlers brüten in Deutschland, und zwar in Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg. phb



Ängstlicher Gruselfisch

Die ungewöhnliche Nahaufnahme zeigt den gestreiften Anglerfisch. Das Gruseltier lebt in tropischen Fels- und Korallenriffen und ist ein Meister der Tarnung. Denn so Furcht einflößend der gefräßige Räuber auch wirken mag – meistens hat er selbst Angst, verspeist zu werden.

Kommentar

Doping beim Daddeln

Wer auf Computerturnieren Wachmacher schluckt, betrügt sich selbst.

Ballerspiele können süchtig machen, das ist bekannt. Weniger bekannt ist, dass dem sogenannten E-Sport demnächst auch Dopingskandale drohen könnten wie der Tour de France. Gut möglich, dass die Gamer-Szene bald ihren „Battlefield“-Armstrong bekommt. Am vergangenen Wochenende fand in Köln mit der „ESL One“ das weltgrößte „Counterstrike“-Turnier statt. 16 Teams aus aller Welt hockten in einer großen Arena vor ihren Bildschirmen, um ihre virtuellen Egos gegeneinander antreten zu lassen. 11 000 Zuschauer waren in der Halle live dabei, 1,3 Millionen verfolgten das Ballerturnier von zu Hause aus. Der Sieger kassierte ein Preisgeld von 250 000 Euro. In der Szene ist es ein offenes Geheimnis, dass bei solchen Wettbewerben auch Medikamente wie Ritalin oder Piracetam zum Einsatz kommen, die Konzentration und Wachheit steigern sollen. Erstmals wurden die E-Athleten deshalb in Köln auf Daddel-Doping getestet. Keine der zufällig

ausgewählten Stichproben war positiv. Die Organisatoren zeigten sich erleichtert. Doch was die Öffentlichkeit beruhigen soll, sendet ungewollt ein falsches Signal aus: dass Hirndoping wirklich etwas bringen könnte – sonst müsste man ja nicht testen. Genau das ist zweifelhaft. Klar, die Wachmacherpillen putzen auf, zumindest kurzfristig. Gleichzeitig jedoch verengen sie den Blick und taugen vor allem für stupide Routine. Das wusste schon die Wehrmacht, die den Frontsoldaten im Zweiten Weltkrieg Pervitin-Tabletten verabreichte, im Landserjargon „Panzerschokolade“. Wachmacher helfen beim dumpfen Durchhalten, nicht aber beim Entwickeln kreativer Spielstrategien. Die gleichen Substanzen, die beim Daddel-Doping geschluckt werden, sind auch bei Studenten und Schülern verbreitet, trotz gefährlicher Nebenwirkungen. Dabei betrügen Hirndoper vor allem einen: sich selbst. Hilmar Schmundt

Twitter: @hilmarschmundt